

Olten von oben : eine andere Optik

Autor(en): **Bloch, Peter André / Gloor, Franz**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Oltner Neujahrsblätter**

Band (Jahr): **69 (2011)**

PDF erstellt am: **20.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-658665>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Olten von oben

Eine andere Optik

Peter André Bloch/Franz Gloor



Vor etwa zwei Jahren hatte ich Franz Gloor gebeten, mir für die «Oltner Neujahrsblätter» eine Fotoserie zum Thema «Olten von oben» zusammenzustellen, im Sinne eines fotografischen Überblicks über unsere Stadt, als Ergänzung zu seinen so intim gehaltenen, atmosphärischen Reportagen über die «Spanische Weinhalle», den «Oltner Brückenmarkt», die «Eisenbahnerstadt Olten», die «Oltner Tanztage»; über «Menschen an ihrem Arbeitsplatz», «Altersheime», «Glauben und Vertrauen», «Kranksein» etc. Franz fand das Thema spannend, ging es von allen möglichen Perspektiven her an: stieg auf Türme, kletterte auf Berge, Häuser und Hügel, lehnte sich aus den Fenstern des Stadthauses hinaus, liess sich sogar per Flugzeug über unsere Stadt pilotieren, um von ganz oben die lebendige Vielfalt der Stadt zu erfassen: das Ganze und die einzelnen Teile; ihn interessierte, wie die einzelnen Quartiere in sich leben und miteinander zusammenhängen. Beim gemeinsamen Betrachten der Fotos erklärte er mir, dass er «die besondere Alltäglichkeit unserer Stadt» veranschaulichen wolle, ihre Gegensätzlichkeiten, aus denen neue Impulse entstehen, in denen sich das Bestehende fortlaufend verändert. «Olten ist kein Museum», sagte er, «sondern war lange ein

Untertanenstädtchen, das sich anpassen musste; dann ein Nest für Handwerker und Querdenker, die an den Fortschritt glaubten und sich gegen die Vorschriften der Obrigkeiten auflehnten; später wurde es zu einer Gemeinschaft von Gewerbetreibenden und Arbeitern, die für ihre Familien krampften, und schliesslich auch zum Verkehrs- und Dienstleistungsort, wo man – bei allen Interesseunterschieden – immer wieder versuchte, nicht unter das Rad fremder Verwalter zu geraten. Das sieht man meinen Luftaufnahmen an: Überall finden sich Versuche, etwas Ganzes – manchmal sogar etwas Vollkommenes und Grosszügiges – zu erreichen; dieses wird dann durch Kompromisse den Zwängen der Verhältnisse angepasst, damit es am Schluss für alle – und nicht nur für einige wenige – funktioniert. Olten ist eben nicht von einem einzigen Planer geschaffen worden, sondern von einer Vielzahl von Menschen, die versuchten, miteinander über die Runden zu kommen.»

Unsere Stadt wirkt nach aussen hin recht unauffällig. Sie ist für Aussenstehende eine Kleinstadt wie jede andere, ohne weltbewegende Ereignisse oder bedeutende Sehenswürdigkeiten. Es kennt zwar jeder ihre Postkartenansicht: den Blick vom rechten Aareufer auf die Altstadt mit ihren

hübschen Häuserreihen und heimeligen Giebedächern rund um den Stadtturm; davor die markante alte Holzbrücke, umkreist von Möwen über dem zügig dahintreibenden Wasser. Die andern Wahrzeichen sind rasch aufgezählt; in ihrer Alltäglichkeit sind sie so unauffällig wie die Einwohner selbst. In schlichter Vornehmheit umrahmen die Chorherrenhäuser wie auch die als grüner Schutzschild wirkenden Kastanienbäume die vom Verkehr umspülte Stille der Stadtkirche, auf deren Altargemälde – wie zwar nur Eingeweihte wissen – die alten Oltner Auferstehung feiern, nach dem skurrilen Entwurf von Martin Disteli, der seine Mitbürger – zu deren Freude und Ärger – in subtilen Porträts zum ewigen Leben oder zur rächenden Verdammnis abberufen liess. Ungeachtet aller konfessionellen Unterschiede grüssen heute die mächtigen Glockentürme von St. Martin über die Pauluskirche zum Frohheimtürmchen hinüber, über die Aare hinweg zu St. Marien bis hin zur Friedenskirche und hinauf zu den Zinnen des Säli-Schlösschens. Im Zentrum der Stadt, umlagert von Geschäftshäusern und Bankgebäuden, von Museen, Schulen und Parkplätzen, erhebt sich – einem mammutartigen Urgetier gleich – die graue Masse des Stadthauses, das sich nachts mit seinen weithin strahlenden Fenstern in einen Leuchtturm verwandelt, in welchem die Mühlen der Verwaltung die Schicksale der Einwohner registrieren und in emsiger Stille zu Computerwirklichkeiten verwandeln.

In den Aufnahmen von Franz Gloor widerspiegelt sich in unverstellter Weise Oltens weiter Weg vom überschaubaren Kleinstädtchen zum Organisationszentrum

einer Grossagglomeration. Standen früher noch Bauernhäuser rund um den Stadtkern mit seinen Kirchen, Verwaltungsgebäuden und Gewerbebetrieben, so entstand auf den Äckern beidseits der Aare bald ein Quartier nach dem andern, mit eigenen Zufahrten und Verbindungsstrassen, um für die vielen Bähnler und Werkstattarbeiter, die Postangestellten und Fabrikler, die Lehrer, Beamten und Unternehmer genügend Wohnraum zu schaffen. Aareabwärts dehnten sich rechtsufrig die SBB-Werkstätten aus, der Dünnern entlang Fabriken und Lagerhäuser; im Bifang entstanden normierte Sozialbauten, im Schöngrund Reihenhäuser nach englischem Vorbild, und im Gheid kam es durch Kiesabbau zu einem weithin sich erstreckenden Niemandsland, einer stillen Oase für Kaulquappen und Eidechsen. Alles hatte sich dem Diktat des Fortschritts zu beugen, den ungebremst sich entwickelnden Forderungen von Technik und Verkehr. Und je mehr die Wirtschaft blühte, umso mehr trieben Spekulanten die Preise und damit auch die Gebäude in die Höhe. Es entstanden Wohnblocksiedlungen mit ausgedehnten Parkplätzen und neuen Schulgebäuden. Da sich die Wohngebiete immer mehr in die Aussenquartiere und Vororte verlagerten, kommt es jeweils am Morgen, Mittag und Abend zu wahren Verkehrsexplosionen. Die Mobilität hat ein ganz neues Regionalbewusstsein geschaffen, mit neuen Durchmischungen und zunehmenden Anforderungen an die integrative Kraft der Betreuungs- und Vermittlungsorganisationen. Dabei spielen die Schulen und Weiterbildungsinstitutionen, die zahlreichen Theater-, Kabarett-, Tanz- und Filmveranstaltungen, die





Begegnungszentren und Kleinbühnen eine grosse Rolle, auch die Museen und Bibliotheken sowie die unzähligen Sportveranstaltungen aller Art; sie stärken das Bewusstsein regionalen Zusammenhalts, im Sinne auch von Franz Gloor Bestrebungen nach Kulturaustausch. Zu seiner Freude wurde die Alte Turnhalle in der Schützenmatte durch Bürgerinitiative zum Kulturzentrum, die alte Post zum Theaterstudio, das geschlossene Kino am Klosterplatz zum wiederum florierenden Lichtspiel-Theater.

Als ich mit Franz Gloor seine Fotos anschaute, erfuhr ich, dass er wegen seiner Erkrankung mit dem baldigen Tod rechnen müsse, weshalb der Perspektivenwechsel «von oben» für ihn jetzt auch in künstlerischer Hinsicht von ganz spezieller Bedeutung geworden sei. «Früher, als junger Fotografenlehrling, träumte ich davon herumzureisen, immer im Brennpunkt des Geschehens zu sein und den staunenden Zeitgenossen mit meinen Bildern die Welt zu erklären.» Doch bald sei es ihm darum gegangen, von der Oberflächlichkeit des Tagesgeschehens und des Zerschwätzens der Gesellschaftsprobleme wegzukommen. Er wollte in seinen Arbeiten nicht mehr «nur reagieren, nur Kulissenwelten von Meinungen und Illusionen weitergeben», sondern von der Stille des Fragens ausgehen, ohne vorschnelle Antworten zu provozieren: «Ich fotografiere dort, wo niemand hinschaut, ich betrachte meine Fotos, denke mir Geschichten, Lebensläufe aus und träume... Was heisst Lebenssinn? Was Glück? Was Erfüllung?» – Franz Gloor betrachtete die Welt als sein Gegenüber, das er in seiner ganzen Unfassbarkeit zu

verstehen suchte. Dabei fühlte er sich als Instrument der Vermittlung, das stille zu sein hatte, ohne zu stören oder sich stören zu lassen. Denn er liebte die Momente grosser Selbstversenkung, wenn er die Welt in ihrer ganzen Alltäglichkeit, ohne Glanz und Schminke, vor sich selber ruhen sah. Als Poet versuchte er, sie in sich selbst zurück zu zaubern, mit der Trauer dessen, der um ihre Vergänglichkeit wusste und sich bewusst war, dass seine Aufnahmen zwar bloss einen einzigen Augenblick erfassen konnten, dem aber seine Kunst etwas Dauer verlieh. Er arbeitete daher gern in Serien und offenen Reportagen, um Gegensätzliches zu vereinen und Eigenständiges zu bewahren. Er entwickelte dafür eine Ästhetik des Übergangs, der permanenten Veränderung, des dauernden Wechsels von Licht und Schatten, Kommen und Gehen, Werden und Vergehen, gefasst in natürlichen Abläufen, in denen das Wesentliche für den aufscheint, der den Blick dafür hat. So sehr die Aufnahmen in sich spontan wirken, so sehr sind sie von Grund aus durchdacht, in ihren Dimensionen situiert und in den Perspektiven vom Künstlerauge festgehalten, d.h. im eigentlichen Sinne stilisiert.

Zum Schluss noch das folgende Erlebnis: Als wir im Jahre 2000 mit Christof Schelbert das Fotobuch zur Städtefreundschaft Olten-Altenburg planten – «Zwischenhalt. Altenburg, eine Stadt im Aufbruch» –, sind wir zusammen nach Thüringen gefahren, wo ich Franz auf das eine oder andere Sujet hinwies, bis er nach etwa einer halben Stunde mit Nachdruck meinte: «Peter, wie wärs, wenn du einen

Kaffee trinken gingest? Weisst du, ich habe ja auch Augen im Kopf, aber andere als du; ich möchte mich ganz auf das Bild der Stadt – und nicht auf alle möglichen Sujets – konzentrieren. Versteh mich nicht falsch: Du schreibst den Text, und ich liefere die Fotos, welche an sich wohl die Wirklichkeit widerspiegeln, im Grunde aber auch eine innere Realität, die mit der Seele, der Geschichte und dem Schicksal der Stadt zu tun hat; dazu braucht es Kontakte, Menschen, Gesichter; Runzeln und Winkel, Türme und Ruinen; das Leben, wie es in Glück und Leid abläuft, nach den ihm eigenen Gesetzen, die ich zu entschlüsseln suche. Das kann man nicht in Büchern nachschlagen, auch nicht in Reiseführern oder Katalogen. Meine Bilder stellen sich wie von selbst zusammen; aber ich muss auf sie warten – manchmal stundenlang; bis es für mich und die Bildsituation und den Gesamtkontext des Buches stimmt. Sonst gibt es etwas Banales, Künstlich-Schrilles; ich aber möchte das in sich Wahre zeigen, keine inszenierte Kulissenwelt.» – In diesem Sinne sind die Bilder von Franz Gloor Kostbarkeiten des Augenblicks. Seine Mitmenschlichkeit ermöglichte ihm ein überzeugendes Zusammenwirken von Aussenwelt und Innenwelt, von Fantasie, Wahrnehmung und kompositorischem Können, getragen von der stillen Pffiffigkeit seiner Abschiedsworte an seine Freunde: «Meine Wirklichkeit, die ich fotografiere, in der ich mich wohl fühle, die für mich Heimat bedeutet, verändert sich zusehends, entschwindet nach und nach, und zurück bleiben die Fotos und eine kleine Sehnsucht.»

